Sächsische Arbeiter-Zeitung

Expedition: Gerbergasse 1. Geschäftsstelle v. 8 Uhr Morgens b. 6 Uhr Abends.

Organ zur Wahrung der Interessen der Arbeiterklasse.

Redaktion: Gerbergasse 1. Sprechstd. nur von 12—1 Uhr Mittags.

Die „Sächsische Arbeiter-Zeitung" erscheint wöchentlich sechsmal; Sonnabends mit dem Beiblatte „Nach der Arbeit" Preis monatlich 60 Pf., Bringerlohn 20 Pf., durch die Post bezogen vierteljährlich 2 M. 50 Pf.

Nr. 227. | Anzeigen die 6gespaltene Petitzeile oder deren Raum 15 Pf. | Dresden, Mittwoch den 30. September | Auf Anzeigen gewähren bei mindestens 4maliger Wiederholung Rabatt. | 1891.

Abonnements-Einladung.

Arbeiter! Arbeiterinnen! Sorget für Verbreitung Eurer Zeitung, gewinnt ihr neue Abonnenten!

Die „Sächsische Arbeiter-Zeitung" darf sich ohne Selbstüberhebung als das einzige Blatt in ganz Dresden bezeichnen, welches sich frei hält von kindischem Klatsch, welches stets unerschrocken seine freie Meinung äußert, sich vor Niemanden duckt und kriecht, gegen die Uebermacht des Kapitals für die Rechte der Arbeit kämpft. Daher ist die „Sächsische Arbeiter-Zeitung" gehaßt und gefürchtet von allen Machthabern, von den politischen und wirthschaftlichen Despoten, geliebt aber von den Söhnen und Töchtern des arbeitenden Volkes, welchen es eine Zuflucht bietet gegen Willkür und Unterdrückung.

Das vor uns liegende Vierteljahr wird sehr bedeutsame Ereignisse mit sich bringen. Gleich in der ersten Woche wird der Landtags-Wahlkampf heiß entbrennen. Die Verhandlungen des Landtags und des im November zusammentretenden Reichstages werden das Interesse des Volkes in höchstem Maße in Anspruch nehmen. Aber auch sonst wird die „Sächsische Arbeiter-Zeitung" reichlichen Stoff zur Belehrung und zur Erfrischung des Geistes darbieten. Im Feuilleton werden wir mit dem 1. Oktober den hochinteressanten und spannenden Roman

Sonderbare Schwärmer.

Von

Max Kretzer

zum Abdrucke bringen. Auch für die Beilage „Nach der Arbeit" sind neue, fesselnde Novellen aus der Feder der berühmtesten Schriftsteller in Aussicht genommen.

Vermöge ihrer großen Verbreitung, nicht nur in Dresden selbst, sondern auch in den kleineren und größeren Orten der Umgegend ist die „Sächs. Arbeiter-Zeitung" für Aufgabe von Inseraten vorzüglich geeignet.

Der Abonnementspreis beträgt bei Abholung in der Expedition oder in den Verkaufsstellen 60 Pfg. pro Monat, frei ins Haus 80 Pfg. Nach auswärts durch die Postämter pro Quartal 2 M. 50 Pfg., direkt durch die Expedition unter Kreuzband bezogen 4 M. 20 Pfg.; für den Monat Oktober durch die Post 85 Pfg., unter Kreuzband 1 Mark 40 Pfg.

Wir bitten um schleunige Erneuerung des Abonnements, damit in der Zustellung des Blattes keine Unterbrechung eintritt.

Verlag und Redaktion der „Sächsischen Arbeiter-Zeitung".

Das Gesindezeugniß-Buch.

Theorie und Praxis.

II.

? Das Dienstmädchen Viktoria K. ist aus Birnacice bei Ostrowo, Provinz Posen, 1864 geboren. Sie ist katholisch und diente in Striesen bei Dresden. Sie ward von ihrem Brotherrn entlassen und erhielt wegen „Ungebührlichkeit" die nachstehend ersichtlichen Dinge ins Dienstbuch geschrieben.

Die Ungebührlichkeit — um dies gleich vorweg zu erledigen, bestand nach Darstellung der K. darin, daß sie auf wiederholte Titulationen wie „Du katholisches Gesindel" und „Du katholische Lügnerin" gesagt haben will: „da müßte ich das Lügen gerade hier gelernt haben."

Der Reihe guter Dienstzeugnisse, die sich in der K. Dienstbuch befanden, hatte ihr Brotherr aber folgendes Zeugniß angefügt:

„Viktoria K. diente bei Unterzeichnetem vom 1. Oktober 1890 bis 24. März 1891 als Stubenmädchen. Sie war fleißig und ehrlich, ihr Betragen aber wiederholt in so hohem Grade frech und ungebührlich, daß sie nach § 96, 1 und 2 der Gesindeordnung sofort entlassen werden mußte.

Striesen, den 24. März 1891.

(Unterschrift.)

Die K. wandte sich rechtzeitig an den Gemeindevorstand Clauß behufs Abänderung des Zeugnisses. Dieser bescheinigte folgendes ins Dienstbuch:

„Daß die Inhaberin dieses Zeugnisses bei der unterzeichneten Stelle rechtzeitig den Antrag auf Abänderung desselben angestellt hat, wird hierdurch bezeugt.

Striesen, den 5. April 1891.

Der Gemeindevorstand.

(L. S.) Clauß."

Nach Anrufung der Behörde hatte Untersuchung wegen der „Frechheit" und „Ungebührlichkeit" der K. einzutreten. Sie erfolgte und ergab die Unwahrheit der vom Brotherrn gemachten Angaben. Deshalb die zweite gemeindevorstandliche Notiz im Buche:

„Auf Grund rechtskräftiger Entschließung der unterzeichneten Stelle ist zu bezeugen, daß die aufgestellten Erörterungen Thatsachen, welche auf das nach dem umstehenden Zeugnisse hervorgehobene freche Betragen schließen ließen, nicht ergeben haben.

Striesen, den 23. April 1891.

Der Gemeindevorstand.

(L. S.) Clauß."

Gemäß der Verordnung des Ministerium des Innern vom 8. September 1842 hatte die Behörde den Brotherrn zu veranlassen, die beanstandeten Worte zu streichen. Die Amtshauptmannschaft Dresden-N. bestellte die streitenden Theile und ward der Brotherr zur Streichung der Worte im Attest:

„wiederholt in so hohem Grade frech und" sowie die Schlußworte: „daß sie nach § 96 1 und 2 der Gesindeordnung sofort entlassen werden mußte"

amtshauptmannschaftlich gezwungen. Die stehengebliebenen Worte lauten nun: „— — sie war fleißig und ehrlich, ihr Betragen aber ungebührlich."

Die Kgl. Amtshauptmannschaft war also der Meinung, daß dem schuldlosen, durch die ordinärsten Zurufe wie „Du katholisches Gesindel" zu einer schwächlichen Entgegnung gereiztem Mädchen die stehengebliebenen Worte: „aber ungebührlich" in ihrem Fortkommen nicht schaden würde.

Sie bescheinigte in demselben Dienstbuche die erfolgte Remedur wie folgt:

„Hierdurch wird bescheinigt, daß die in dem von Herrn . . . . . ausgestellten im Zeugnisse ersichtlichen Abänderungen bez. Durchstreichungen von Herrn . . . . . in Person ausgeführt worden sind.

Dresden-Neustadt, am 6. Mai 1891.

Kgl. Amtshauptmannschaft

(L. S.) J. A.

Graf z. Lippe."

Der Leser wird sich denken können, daß die K. auf das theilweise durchstrichene und, soweit als nicht durchstrichen, noch immer ungünstige Zeugniß keinen Dienst bekam. „Man möchte sie gern nehmen", war die Antwort, „aber es müsse doch ihrerseits nicht Alles in Ordnung gewesen sein. Etwas Schuld müsse sie doch tragen usw."

Es ist völlig verständlich, daß die Herrschaften an einem derart korrigirten Atteste Anstoß nehmen und die vielfachen Eintragungen der Gemeinde- und politischen Behörden verstärken diese Abneigung. Wer die „Herrschaften" kennt, wird wissen, wie wenig dieselben mit Dingen und Menschen zu thun haben wollen, bezüglich deren behördliche Einschreitungen nöthig waren. Die seiner Zeit vielleicht in bester Absicht erlassene Ministerialverordnung wird in ihrer praktischen Anwendung ein Hinderniß mehr für das betroffene Gesinde, um einen Dienst zu erhalten. Etwas bleibt hängen!

Im Leben nehmen die meisten Menschen leider immer an, daß, wer die Polizei anrufen mußte, oder diese jemals anrief, doch „etwas gemacht haben müsse, was nicht hübsch ist", wie der Sachse in seinem radikalen Jargon sagt. Die ruhigsten, stillsten Menschen, von denen Niemand redet, bezüglich deren nie etwas vorfällt, die „guten" Bürger sind Allen allezeit die Liebsten. Das trifft namentlich auf die Herrschaften im Verhältniß zu ihren Dienstboten zu.

Wir halten die damalige Entscheidung der Amtshauptmannschaft, welche die Worte „aber ungebührlich" stehen ließ, umsomehr für eine der K. ungerechtfertigt gewordene, als § 12 der Ausführung der Gesinde-Ordnung, welcher von der Zeugniß-Ausstellung gegenüber gerichtlich bestraftem Gesinde handelt, bereits ausführt:

„Bei kleineren Vergehungen, wenn sie zur gerichtlichen Ahndung gekommen und von Dienstboten abgebüßt worden, ist sich im Zeugnisse so auszudrücken: daß dem weiteren Fortkommen des Dienstboten kein Hinderniß im Wege steht."

De Viktoria K. aber hatte völlig Erlaubtes und Strafloses auf die Worte: „Du katholische Lügnerin" erwidert, war nicht gerichtlich bestraft und mußte dennoch mit einem Visum der Amtshauptmannschaft in die Ferne ziehen, welches ihrem Fortkommen ein Hinderniß war.

Das ist die Theorie und die Praxis.

Die Praxis fällt immer anders aus.

Die Gesindeordnung, welche sich schon bei ihrer Schaffung als ein Polizeigesetz qualifizirte, mußte in ihrer tausendfach verschieden erfolgten Auslegung und Anwendung im höchsten Grade ungerecht und ungleich wirken. Sie hat es redlich gethan seit 56 Jahren, und es wird hohe Zeit, daß sie gänzlich fällt. Die Gesindeordnung widerspricht total der bürgerlichen Lehre vom „freien" Menschen, und wenn die sächsischen Freisinnigen, welche vor einigen Wochen mit einem süßlichen Landtagsprogramm vor die Bevölkerung hingetreten sind, und Wunder denken, was sie für volksthümliches mit der Forderung: Reform der Gesindeordnung! ausgeheckt haben, wirklich freisinnig wären — also nicht frei von Sinn! — so hätten sie, gleich den Sozialdemokraten, für völlige Abschaffung der Gesindeordnung programmatisch eintreten müssen.

Aber die Zeiten sind vorbei, in denen die Freisinnigen und Liberalen derartige Schwachheiten zeigten. Ein Schaffrath, der in den 50er und noch im Anfang der 70er Jahre die Forderungen der heutigen Sozialdemokraten bezüglich der Gesindeordnung vertrat, wenn er auch nicht direkt für Aufhebung derselben eintrat — ist nicht mehr unter ihnen. „Wasch mir den Pelz, aber mach ihn nicht naß!" ist das Programm der „Freisinnigen" vom Jahre 1891, welches das beruhigende Wort: „Alles in Treue für Kaiser und Vaterland!" vom konservativen Programm abkopirt aufzeigt.

Die Freisinnigen sind mit ihrer „Reform der Gesindeordnung" nicht allzuweit vom sächsischen Landeskulturrath und den Ackermännern des Landtages entfernt. Auch diese sind für „Reformen" des Gesetzes. Der Vizebürgermeister-Streit (Zwickau) als geschickter Vermittler dürfte leicht zwischen beiden politischen Spielarten eine Einigung herbeiführen.

Uns imponirt der Radikalismus des Freisinns schon lange nicht. Wir rufen deutlich und klar:

Fort mit der reaktionären Gesinde-Ordnung! Fort mit allen Klassenunterschieden.

Feuilleton.

Die Bettlerin vom Pont des Arts.

Eine Erzählung

von

Wilhelm Hauff.

15]

Der junge Mann glaubte noch immer oder aufs neue zu träumen; er sah sich mißtrauisch um, ob seine Phantasie ihn denn so ganz verführt habe, daß er in einer Traumwelt lebe; aber alle Gegenstände um ihn her, die wohlbekannte Laube, die Bank, die Bäume, das Schloß in der Ferne, alles stand noch wie zuvor, er sah, er wachte, er träumte nicht. Und diese Zeilen waren also wirklich vorhanden, waren nicht ein Traumbild seiner Phantasie? „Hat man vielleicht einen Scherz mit mir machen wollen?" fragte er sich dann; „ja gewiß; es kommt wohl Alles von Josephe; vielleicht war auch jene Erscheinung nur eine Maske?" Indem er das Papier zusammenrollte, fühlte er den Ring, der in dem Briefchen verborgen gewesen, in seiner Hand. Neugierig zog er ihn hervor, betrachtete ihn und erblaßte. Nein, das wenigstens war keine Täuschung, es war derselbe Ring, den er dem Mädchen in jener Nacht gegeben, als er auf immer von ihr Abschied nahm. So sehr er im ersten Augenblick versucht war, hier an übernatürliche Dinge zu glauben, so erfüllte ihn doch der Gedanke, daß er ein Zeichen von dem geliebten Wesen habe, daß sie ihm nahe sei, mit so hohem Entzücken, daß er nicht mehr an die Worte des Briefes dachte; er zweifelte keinen Augenblick, daß er sie finden werde, er drückte den Ring an die Lippen, er stürzte aus der Laube in den Garten, und seine Blicke streiften auf allen Wegen, in allen Büschen nach der theuren Gestalt. Aber er spähte vergebens; er fragte die Arbeiter im Garten, die Diener im Schlosse, ob sie keine Fremde gesehen haben; man hatte sie nicht bemerkt. Bestürzt, beinahe keiner Ueberlegung fähig, kam er zu Tische; umsonst forschte Faldner nach dem Grund seiner verstörten Blicke, umsonst fragte ihn Josephe, ob er denn vielleicht von gestern her noch so trübe gestimmt sei. „Es ist mir etwas begegnet," antwortete er, „das ich ein Wunder nennen müßte, wenn nicht meine Vernunft sich gegen Aberglauben sträubte."

XXIX.

Dieser sonderbare Vorfall und die Worte des Briefchens, das er wohl zehnmal des Tages überlas, hatten den jungen Mann ganz tiefsinnig gemacht. Er fing an nachzusinnen, ob es denn möglich sei, daß überirdische Wesen in das Leben der Sterblichen eingreifen können. Wie oft hatte er über jene Schwärmer gelacht, die an Erscheinungen, an Boten aus einer andern Welt, an Schutzgeister, die den Menschen umschweben, wie an ein Evangelium glaubten. Wie oft hatte er ihnen sogar die physische Unmöglichkeit dargethan, daß körperlose Wesen dennoch sichtbar erscheinen, daß sie dies oder jenes verrichten können. Aber was ihm selbst begegnet war, wie sollte er es deuten? Oft nahm er sich vor, Alles zu vergessen, gar nicht mehr daran zu denken, und im nächsten Augenblick quälte er sich ab, seine Erinnerung recht lebhaft vor das Auge treten zu lassen; deutlicher als je erschienen dann wieder ihre Züge, er hatte sie ja gesehen, als sie sich an der Ecke noch einmal umwandte; er hatte den holden Mund, diese rosigen Wangen, dieses Kinn, diesen schlanken Hals wiedergesehen! Er holte jenes Bild herbei, er verglich Zug um Zug, er deckte die Hand auf Augen und Stirn der Dame, und es war das holde Gesichtchen, wie es unter der Halbmaske hervorschaute!

Er hatte sich, weil Josephe am nächsten Morgen im Hause allzu sehr beschäftigt war, um ihn zu unterhalten, wieder in die Laube gesetzt. Er las, und während des Lesens beschäftigte ihn immer der Gedanke, ob sie ihm wohl wieder erscheinen werde. Die Hitze des Mittags wirkte betäubend auf ihn; mit Mühe suchte er sich wach zu halten, er las eifriger und angestrengter, aber nach und nach sank sein Haupt zurück, das Buch entfiel seinen Händen, er schlief.

Beinahe um dieselbe Zeit wie gestern erwachte er, aber keine Gestalt mit grünem Schleier war weit und breit zu sehen; er lächelte über sich selbst, daß er sie erwartet habe, er stand traurig und unzufrieden auf, um ins Schloß zu gehen, da erblickte er neben sich ein weißes Tuch, das er sich nicht erinnern konnte, hingelegt zu haben; er sah es an, es mußte wohl dennoch ihm gehören, denn in der Ecke war sein Namenzug eingenäht. „Wie kommt dies Tuch hierher?" rief er bewegt, als er bei genauerer Besichtigung entdeckte, daß es eins jener Tücher sei, die ihm das Mädchen hatte fertigen müssen, und die er wie Heiligthümer sorgfältig verschloß. „Soll dies aufs neue ein Zeichen sein?" Er entfaltete das Tuch und suchte, ob nicht vielleicht wieder einige Zeilen eingelegt seien? Es war leer; aber in einer andern Ecke des Tuches entdeckte er noch einige Lettern, die wie sein Name eingenäht waren; zierlich und nett standen dort die Worte: „Auf immer!" — „Also dennoch hier gewesen!" rief der junge Mann unmuthig. „Nun ich konnte diese liebliche Erscheinung schnöderweise verschlafen? Warum giebt sie mir wohl ein neues Zeichen? Warum diese traurigen Worte wiederholen, die mich schon damals und erst gestern wieder so unglücklich machten?" Auch heute befragte er nach der Reihe die Domestiken, ob nicht eine fremde Person im Garten gewesen sei? Sie verneinten es einstimmig, und der alte Gärtner sagte, seit drei Stunden sei gar Niemand durch den Garten gegangen, als nur die gnädige Frau. „Und wie war sie angezogen?" fragte Fröben, auf sonderbare Weise überrascht. „Ach Herr, da fragt Ihr mich zu viel," antwortete der Alte; „sie ist halt angezogen gewesen in vornehmen Kleidern, aber wie, das weiß ich nicht zu beschreiben; als sie vor mir vorbeiging, nickte sie freundlich und sagte: „Guten Tag, Jakob!"

Der junge Mann führte den Alten bei Seite: „Ich beschwöre Dich", flüsterte er; „trug sie einen grünen Schleier? Hatte sie nicht eine große, schwarze Brille auf?"

Der alte Gärtner sah ihn mißtrauisch und kopfschüttelnd an. „Eine schwarze Brille?" fragte er. „Die gnädige Frau eine große, schwarze Brille? Ei Du Herr Gott, wo denken Sie hin, sie hat so scharfe, klare Augen wie eine Gemse, und soll eine Brille auf der Nase tragen, mit Respekt zu melden, eine große, schwarze Brille, wie sie die alten Weiber in der Kirche auf die Nase klemmen, daß es seiner schnarrt, wenn sie singen? Nein, gnädiger Herr, solche schlechte Gedanken müssen Sie sich aus dem Kopf schlagen, das ist nichts; und nehmen Sie es nicht ungütig, aber eine Mütze sollten Sie doch aufsetzen bei dieser Hitze, es ist von wegen des Sonnenstiche." So sprach der Alte und ging kopfschüttelnd weiter; den übrigen Dienstboten aber deutete er mit sehr verdächtiger Bewegung des Zeigefingers ans Hirn an, daß es mit dem jungen Herrn Gast hier aber nicht ganz richtig sein müsse.

XXX.

Auch jetzt kam Fröben zu keinem andern Resultat, als daß das Betragen jenes Mädchens, das er so innig liebte, unbegreiflich sei, und dieses räthselhafte Spiel mit seinem Schmerz, mit seiner Sehnsucht beschäftigte ihn so ganz ausschließlich, daß ihm Vieles entging, was ihm sonst wohl hätte auffallen müssen. Josephe kam mit verweinten

SLUB Wir führen Wissen. http://digital.slub-dresden.de/id416950779-18910930/1 gefördert von der Deutschen Forschungsgemeinschaft DFG